№ 1. Zweiter Jahrgang. 1841.

Volks-Blatt

für  die

Grafschaft Glatz.

Redakteur: REYMANN. (Glatz, den 2. Januar.) Druck von F. A. POMPEJUS.

Zum neuen Jahr.

Zwischen dem Alten
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück.
Und das Vergang'ne
Heißt, mit Vertrauen,
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider sie scheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Lust;
Bessere Tage
Sammeln uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Brust.

Leiden und Freuden,
Jener verschwund'nen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O! des Geschickes
Seltsamer Wendung!
Alte Verbindung,
Neues Geschenk!

Dankt es dem regen,
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geschicke
Männiglich Gut.
Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut.

Andere schauen
Deckende Falten,
Ueber dem Alten,
Traurig und scheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue.
Sehet das Neue
Findet uns Neu.

So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar;
So, durch des Lebens
Wirrende Beugung,
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Wilhelm von Neuhaus.

Unfern von dem Dörfchen, hinter welchem am Fuße sanfter Vorgebirge ein warmer Heilquell aus dem Boden hervorsprudelt, dem jetzt jährlich Hunderte von Leidenden in froher Hoffnung zuwandern, erheben sich auf einem mäßigen Berge die Ruinen der Schlangenburg. Sie beherrschen ein kleines aber anmuthiges Thal, und bieten durch einen Bergeinschnitt gegen Osten und über kleinen Hügeln gegen Westen hin, eine weite, liebliche Aussicht dar. So alterthümlich aber ihr Name klingt, so ist dieser doch erst eine Bezeichnung aus neuerer Zeit; denn vor Jahrhunderten hauste hier ein edles Rittergeschlecht, dessen Glieder sich Herren von Neuhaus nannten, und Neuhaus hieß auch die Burg.

Eine traurige Berühmtheit im Angedenken des Volkes erlangte Wilhelm v. Neuhaus, welcher um das Jahr 1478 lebte. Er war ein wilder, unbändiger Mann, welcher nur am Schlachtgetümmel, Kampflärm und Jagdgetöse seine Lust hatte. Die damaligen Einfälle der Türken in Untersteyer boten ihm willkommene Gelegenheit dar, seinem blutdürstigen Gemüthe Befriedigung und seinem gefürchteten Arme Stoff zum Strauße zu verschaffen. Mit folternder Langeweile schleppte er die Stunden hin, in welcher ihn der wiederkehrende Friede an die Hallen seines Schlosses fesselte. Wenn er nicht Fehden in der Heimath fand, oder wenn er nicht wenigstens mit rauhem Jägervolk in den Wäldern sich herumschlagen konnte, so war ihm nicht wohl zu Muthe; in ärgerlicher Verstimmung polterte er dann im Schloß umher, quälte [illegible]nerschaft, mißhandelte seine Gattin und zeh[illegible]elbst in ungestümer Tobsucht ab. Gewiß nicht [illegible]chuldig war er an seiner Gattin Tod, insofern das Unerträgliche eines Mannes sicherer, wenn auch langsamer mordet als Gift und Dolch.

Sie hinterließ ihm ein wohlgebildetes Söhnlein, welches lieblich heran wuchs und weder die Züge noch die Sinnesart des Vaters hatte. Sogar des Letzteren düstere Mienen erheiterten sich manchmal, wenn das liebe ihm unterkam; und wenn die Schloßleute ihren Haustyrann gern in eine zugängliche Stimmung versetzt wissen wollten, so schickten sie gewöhnlich den Knaben voraus, damit er ihrem Anliegen den Weg bahne. Aber Wilhelms Wildheit nahm von Jahr zu Jahr zu, und artete in manchen Augenblicken in Wahnsinn aus. Wüthend schlug er dann um sich und wünschte nichts gieriger als Jammer und Mord um sich her zu verbreiten. Zu dieser Höhe der unseligsten Ausartung hatte ihn die Ungezähmtheit gebracht, in der er von Jugend an lebte; denn sein Vater, der alte Albert, hatte den Grundsatz: man müsse die Knaben austoben lassen. So lange dieser lebte, durfte ihm Niemand Einhalt thun, und als Wilhelm selbst im Schlosse hausete, wagte es Niemand.

Eben rannte er wieder in einem solchen Anfalle die öden Hallen im Dämmerlichte auf und nieder und suchte seinen Unmuth in mächtigen Humpen alten Einöders zu ersäufen, als ein unglücklicher Zufall seinen Sohn in den Saal führte.

„Was willst du, Höllenbalg?“ schrie er den erschrockenen Knaben an, „sollst du mich wieder betrügen helfen? Haben sie dich wieder abgeschickt, damit du mir Etwas abschwatzest?“

Der Knabe wollte sich entschuldigen und seinen mit Unrecht erbitterten Vater besänftigen.

„Was?“ — brüllte dieser, — „Widerspruch? Haben sie dich das auch gelehrt? Nun — weiter sollen sie dich nicht verführen“ — Mit diesen Worten wollte er das arme Kind packen, — allein es suchte sich seiner ausgestreckten Hand durch eine rasche Wendung zu entziehen und die Treppe zu gewinnen. Hierüber noch wüthender gemacht, stürzte er ihm in weiten Sätzen wie ein blutgieriger Wolf nach, packte es im Genick mit krampfhaft gekrümmten Fingern, riß es zurück und schleuderte es mit rollenden Augen so gewaltig an die Wand, daß es mit einem Schrei zu Boden sank. Die blutige Wand, an der das rauchende Gehirn des Knaben klebte, überzeugte den Rasenden nur zu bald von der Größe seiner Gräuelthat. Nur wenige Minuten noch ächzte der Knabe am Boden mit zerschmettertem Haupte, schlug noch einmal die Augen im namenlosen Schmerze zu seinem unmenschlichen Vater auf — und starb. Er habe sich zu Tode gefallen, hieß es im Schlosse, aber Schloßleute und Nachbarn ahneten mit Entsetzen, wer die Ursache seines Todes gewesen und schaudernd zog man an der Burg

des Sohnesmörders vorüber, und wünschte ihm in der Stille einen zahlenden Tag.

Von dem Augenblicke dieses Verbrechens an, hatte Wilhelm keine ruhige Stunde mehr. Selbst die Freuden des Gelages, die Belustigungen der Jagd und lärmende Kampfspiele konnten sein Gewissen nicht mehr übertäuben. Bei Tage vergrub er sich in dem verborgensten Winkel seines Schlosses; bei Nacht aber wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager umher, oder wenn ja seine Betäubung sich in Schlaf auflöste, so folterten gräßliche Träume sein Inneres. Oft kam es ihm in stummer Mitternacht vor, als ob die Wände des Zimmers immer dünner und durchsichtiger würden, und wie flackernder Fakelschein durch wogenden Nebel, flimmerte und strahlte es unheimlich aus der Ferne, und lang gezogene Posaunentöne dröhnten durch die Halle. Da borst die Wand, und aufgebahrt lag sein Söhnlein vor ihm mit der tiefen Kopfwunde, mit dem fahlen Antlitz und den eingesunkenen Augen. Ein Schrei des Entsetzens erstarb ihm auf den Lippen, und er wollte den gräßlichen Anblick fliehen, aber — eine unsichtbare Macht lähmte ihm alle Glieder. Und plötzlich verstummten die Posaunen, und Harfenklang ertönte an ihrer Statt; die flackernden Kerzen wurden zu leuchtenden Sternen, und das Knäblein erhob sich, und deutete die schmerzlichen Blicke auf seinen Vater wendend, auf die klaffende Kopfwunde, welche sich wie ein leuchtender Streifen schloß, und erhob sich und schwebte verklärt empor von seinem Schmerzenslager, und verschwand hinter hervorquellendem Gewölke.

Solche Erscheinungen öffneten endlich dem Sünder die Schleusen der Reue, und er sah ein, daß es Zeit sei, für sein Verbrechen Buße zu thun. Er verließ sein Schloß, ging hinab nach Cilli, und bat in dem **Minoriten**-Kloster um Aufnahme. Die frommen Mönche schlossen ihm gern ihre Hallen auf, wo er, in einsamer Zelle, unter Bußübungen und Betrachtungen jenem Tage entgegenreifte, der ihm seinen Sohn versöhnt in die Arme führen sollte.

Der gemeine Mann wollte mit dieser Schauderthat auch eine andere Sage in Verbindung bringen, welche sich wahrscheinlicher von dem Namen eines nachherigen Besitzers herschreibt, der das Schloß **Schlangenburg** nannte, weil sein Name im Wendischen eine Schlange bedeutete. Es heißt nämlich, daß die Wand noch stehe, an welcher der grausame Vater einst das Haupt seines Sohnes zerschmetterte, und daß, im Sommer, zur Mittagsstunde, an derselben sich immer eine bunte Schlange mit einer Krone auf dem Kopfe emporringle, und mit hoch erhobenem Nacken am Gemäuer sich sonne. Sie sei aber gutmüthig, und verfolge Niemanden, der, ihrer nicht achtend, in die Nähe kommt.

Überfahrt
Carl X. von Cherburg nach Cowes.

(Fortsetzung.)

„Ich kann nicht glauben, daß die Ereignisse des Julius das Resultat einer Verschwörung sein sollten.“ — „O sie war schon lange angezettelt.“

„Aber wen hielten Sie damals für ihr Oberhaupt?“ —

„Das ist jetzt leicht einzusehen; Denjenigen, der seinen Vortheil aus der Rebellion gezogen hat!“

„Der Herzog von Orleans? Ich kann Ihnen versichern, daß diejenigen, welche die Juli-Revolution zu Stande gebracht haben, keinen Augenblick daran dachten, den Herzog von Orleans an Ihre Stelle zu setzen. Man rief damals „vive la Charte, vive Napoleon second!“ aber keine einzige Stimme rief „vive d' Orleans!“ —

„Uebrigens kenne ich den Herzog von Orleans; er wird sich nicht heraushelfen, er ist es nicht im Stande; die Franzosen sind **unregierbar**.“

Trotz allen Vorstellungen des Herrn d'Urville beharrte der König auf seinen Ausspruch, daß die Revolution im Voraus organisirt gewesen sei, daß sie hätte den 17. September ausbrechen sollen und daß sie vom Herzog von Orleans eingeleitet worden.

„Sie sind also ein Liberaler!“ rief der Dauphin. — „Unbezweifelt, und ich rechne es mir zur Ehre!“ —

„Ach es ist wahr, Sie sind ein Gelehrter, und alle Gelehrte haben lieberale Gesinnungen. Sie gedenken also, dem Herzog von Orleans den Eid zu leisten?“

„Es wird wohl geschehen müssen, wenn man diese Formalität beibehält.“ —

„Ich bewundere es in der That, wie die Franzosen sich dazu verstehn, ihre Eide so leichtfertig abzuleisten.“ —

„Sind diejenigen, welche sie mit dem Namen Rebellen bezeichnen, die Einzigen, die beschuldigt werden, ihrem Eid nicht getreu geblieben zu sein?“ —

„Ich merke schon, Sie wollen wieder auf die Ordonnanzen zurückkommen. Der 14. Artikel gab dem König das Recht, sie zu machen.“ —

„Je nachdem man ihn versteht.“ —

„O, Ihr Lieberalen, Ihr Lieberalen!“

Herr d'Urville bat den König oft, ihn anzuhalten, wenn er die Grenzen der Schicklichkeit überschreiten sollte. Karl X. antwortete immer, daß es ihm keinen Schmerz verursachte, daß er ihm im Gegentheil Dank für seine Aufrichtigkeit wüßte, wenn gleich er seine Ansichten nicht theile.

Es kamen viele Engländer an Bord, aus Neugier, den gestürzten König zu sehen. Die amerikanischen Matrosen machten einen Gegenstand des Handels daraus. Mehrere dieser Neugierigen stellten sich dicht vor Karl X. und den Dauphin und betrachteten sie genau, ohne ein Wort zu sagen. Herr d'Urville wagte nicht, ihnen den Besuch auf dem Schiffe durch eine allgemeine Maßregel zu untersagen, um nicht das Ansehn zu haben, als ob er die Prinzen gefangen halte.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Bei einem Gastmahle gab man Räthsel auf, und unter Andern: „Es kam im vergangenen Jahre nicht, ist im laufenden nicht da, und wird im folgenden nicht kommen! Was ist das?“ Nach einigem Nachsinnen der Anwesenden sagte ein alter Lieutenant zu seinem Kameraden: „Bruder, ich hab's, das ist unser Avancement.“

Die französische Marschalls-Tafel. In London befindet sich jetzt die prächtige „Marschalls-Tafel,“ von Porzellan, die Napoleon auf dem Gipfel seines Ruhmes von dem Maler Isabey hat malen lassen, um sie der Municipalbehörde von Paris zum Geschenk zu machen. Diese ließ die Tafel im Museum des Louvre aufstellen, von wo sie zur Zeit der Restauration wieder entfernt, und an einen Privatmann verkauft wurde, der sie in der neueren Zeit vergebens wieder in Paris mit Vortheil zu verkaufen suchte, und nunmehr bemüht ist, in England einen angemessenen Preis, wo möglich 3000 Pfd. St. (30,000 Fl. C. M.) dafür zu erhalten. Die Tafel selbst hat eine runde Form, ist von vergoldeter Bronce und am Piedestal reich mit Figuren verziert, welche verschiedene Attribute des Heldenthums darstellen. Die Porzellanplatte ist von ziemlich bedeutendem Umfang, zeigt im Mittelpunkt die Figur des Kaisers, der im Krönungsmantel auf dem Throne sitzt, und zwar gehen von diesem Throne nach allen Seiten hin Strahlen aus, deren jede den Namen einer Schlacht trägt, und zwischen denen in reicher Emaille die Bildnisse der Marschälle Soult, Dawoust, Marmont, Lannes, Mortier, Ney, Murat, Bernadotte, Augerau, Caulaincourt, Duroc, Bessieres, und Berthier angebracht sind. Die Portraits sollen sämmtlich ungemein charakteristisch und ähnlich sein.

Viktor Hugo soll von dem Präsidenten des Ministerraths mit einer Ode auf die Rückkehr der sterblichen Ueberreste Napoleons nach Frankreich beauftragt worden sein. Das „Journal du Havre“ wünscht die französische Regierung möge den Wohnplatz Napoleons auf St. Helena; Longwood, und das Thal, in welchem Napoleon jetzt begraben liegt, an sich kaufen; auch empfiehlt das Blatt eine arme Wittwe, welche lediglich davon lebte, Fremden das Grab zu zeigen, und Anekdoten aus Napoleons Leben zu erzählen, der Regierung zur Berücksichtigung.

Palindrom.

Vor Dieben soll bewahren ich,
In Nonnenklöstern sonderlich.
Lies rückwärts und ich nähre dich,
Hast du sonst nichts, nur kümmerlich.

Auflösung der Charade in No. 52:
„Weihnacht.“

Hiezu die Chronik (litt. 14.) und eine Beilage.